

Musikalität?

Von Willi Weglehner

Die Hände fallen auf beide Manuale und bedecken diese im Bereich des Schlüssel-C als breiter, amorpher Klangteppich vollständig; die Füße improvisieren in 32steln über das gesamte Pedal.

Musica Viva? Es hört sich so an, so avantgardistisch.

Aber Ach und O Nein, denn nun fliegen die mehrfach geklebten Noten quer durch den Raum. Das, was Bach minderbemittelten Organisten aus reiner Bosheit zugemutet hat.

Es ist die pure Verzweiflung, die mich ausflippen lässt wie so oft schon vorher.

Die Finger würden ja noch ganz gut mitmachen. Die Finger, die in der Nach-Bachzeit so flink und erfindungsreich über die Manuale flitzen. Ganz nach der Art eines Brian Auger oder Jimmy Smith, wenngleich lange nicht so perfekt.

Verfluchte Scheiße, ich liege doch nur einen Ton daneben.

Schon, aber der Ton hat jeweils eine Oktave im Schlepptau, eine nach oben, eine nach unten.

Wo ist meine Musikalität hin? jammere ich mir selbst vor.

Musikalität? Die gibt es, zweifellos, grüble ich über meinem Schmerz. Auch bei mir. Das wurde vor langer Zeit von kompetenten Leuten erkannt. Aber wo ist sie geblieben, die Verruchte?

Soll ich sie herbeten? Oder mit dem Lasso einfangen?

Früher, ja, da sagten die Einen, Musikalität sei ein Erbgut. Und Erbgüter müsse man pflegen. Sonst werde man eines Tages vergeblich nach ihnen suchen.

Quatsch, alles anerzogen, gelernt. So argumentierte ich einstens, die Tatsache, dass der eine meiner Großväter sowie meine Mutter sehr musikalisch, freilich auch entsprechend unterwiesen worden waren, geflissentlich übersehend. Weil's nicht in die Ideologie passte.

Regelmäßig war und ist nach wie vor von „Wunderkindern“ und deren metaphysisch anmutenden Fähigkeiten, hauptsächlich im instrumentalen Bereich zu lesen. Eng verknüpft mit der Frage nach Begabung oder Fleiß ist daher die Auseinandersetzung *Milieu-* bzw. *Umgebungsfaktoren* versus *Vererbung* im individuellen Lernprozess.

Diese Auseinandersetzung wurde vornehmlich im Zuge des intellektualistischen Umwälzungsprozesses im Denken der Neuen Linken – subjektiver Erfahrungshintergrund des Verfassers vorhanden – gegenüber der bürgerlichen, als überholt und fortschrittshemmend verpönten Gesellschaft auf weltanschaulich-ideologischer Ebene geführt, der bourgeois-traditionalistischen (reaktionären) und der neomarxistisch-progressiven (revolutionären).

Während die bürgerliche Seite auf überlieferter, scheinbar durch die Geschichte nachgewiesene und damit solider Erfahrungsbasis von differenten, angeborenen und vererbten Fähigkeiten des Menschen beharrte, hatte die Neue Linke die gewiss undankbarere Aufgabe, anhand etwa des Behaviourismus eben diese Werte in Frage zu

stellen, um zu beweisen, dass die von der bürgerlichen Gesellschaft für sich allein behauptete und in deren Staatsform, der Demokratie und ihrer Gesetze festgeschriebene, naturgemäß vorgegebene (soziale) Ungleichheit in Wahrheit weiterhin Ungleichheit sei, auf Ungerechtigkeit beruhend, die Chancengleichheit bewusst verhindere und deshalb durch den marxistischen Gleichheitsgrundsatz abzulösen sei.

Voraussetzung dafür sei folgerichtig die Veränderung der Gesellschaft von Grund auf. Die Fähigkeiten des Individuums seien vorhanden, nur verwehre man ihnen zur eigenen Besitzstandswahrung die Entfaltung. Entfaltung aber könne nur stattfinden, wenn man auch deren Bedingungsfaktoren grundlegend veränderte. Sei einer äußeren Optimierung dieser geforderten neuen Gegebenheiten der Weg bereitet, so könnte der bisher Unterprivilegierte durchaus den Status des bisher Privilegierten erreichen, und zwar jeder. Mit anderen Worten: Auch der in „kleine Verhältnisse“ Hineingeborene und dort Aufgewachsene hätte grundsätzlich das geistige Potential, in Führungspositionen aufzusteigen, die Produktionsmittel und/oder auch politische Verantwortung zu übernehmen. Vererbung geistiger Kapazitäten (z.B. Geisteskrankheiten) sei zwar in gewissem Umfang auch anzunehmen, doch weise das menschliche Gehirn nur eine relativ geringe Auslastung seines Gesamtvolumens auf. Dieses ungenutzte Potential müsse ausgeschöpft werden durch gleiche Bildungsmöglichkeiten für jedermann. Das Schlagwort vom Bildungsnotstand war geboren.

Dass das sich aus diesem Denkansatz ebenfalls ergebende Prinzip der Lustorientierung des falsch interpretierten Neill-Konzepts über die Null-Bock-Phase und das Postulat lustbetonten Lernens inklusive Kuschelpädagogik geradewegs in die Fänge die Spaßgesellschaft und schließlich in die niederschmetternden Ergebnisse der PISA-Studien führte, entbehrt nicht einer paradoxen Tragikomik.

Dass sich dieses Denken andererseits aber teilweise bewahrheitet hat, zeigen die bemerkenswerten Karrieren von Führungskräften aus bescheidenen Verhältnissen. Seltsamerweise hat das ehemals „bürgerliche“ Lager auch vereinzelt solche Thesen übernommen, denkt man nur an die in Aussicht gestellte verbesserte Chancengleichheit durch Einführung der R 6 (sechsklassige Realschule mit dem mittleren Bildungsabschluss, auch Mittlere Reife genannt), wodurch wiederum das verhängnisvolle Siechtum der Hauptschule in Gang gesetzt wurde. Chancengleichheit habe für alle Bereiche zu gelten, wurde verlangt. Daraus wurde gefolgert, dass zwangsläufig auch der gesamte ideelle Überbau der Gesellschaft der Veränderung unterworfen sein müsse.

Da die Vererbung von Fähigkeiten, gleich welcher Art, besonders jedoch geistiger, sekundär sei, müssten der Realisierung dieser Chancen über alle soziologischen Schranken hinweg gleiche Rahmenbedingungen eingeräumt werden.

Um es abzukürzen: Jeder, der Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt habe, sei durch Konditionierung prinzi-

piell in der Lage, ein sprachliches, literaturbezogenes, mathematisches oder naturwissenschaftliches Hochschulstudium zu absolvieren.

Auf den Bereich Musik übertragen: In jedem, der singen oder ein Instrument spielen gelernt habe, schlummere irgendwo der klingende Mozartkopf, der Bach'sche Genius, die Beethoven'sche Himmelsbegabung – sofern eine derartige metaphysische Terminologie überhaupt Verwendung fand. Man müsse diese Fähigkeiten nur wecken.

Lässt man Mozart und seinen „klingenden Kopf“ einmal beiseite, über dessen Genius und herausragende Bedeutung für die Musikwelt kein Zweifel besteht, der jedoch von seinem Vater mehr als allgemein bekannt gedrillt worden zu sein scheint, so waren es in der Neuzeit zunächst russische Kinder, die Aufsehen erregten. Dann machten Japaner, neuerdings Chinesen von sich reden, überzeugender Klassiknachwuchs aus Fernost.

Deren Befähigungen führt man auf die fernöstlichen Tonsprachen zurück. Japanischen Schülern wird zwischen 50% und 80% das Absolute Gehör testiert.

Nur wird niemand behaupten wollen, russisch sei eine Tonsprache.

Was aus den USA an kompetentem Nachwuchs kommt, wird bedauerlicherweise in letzter Zeit aus Gründen, die hier nicht zur Debatte stehen, auch wieder geflissentlich missachtet.

Sollte man daher nicht parallel die Frage stellen, wie es möglicherweise mit der bekannten, aber aus Gründen des Dominats einer verklärenden Sensationshascherei unter den Teppich gefegten Disziplin von Russen, Japanern und Chinesen bestellt ist?

Sieht man ab von der stark medienorientierten, kommerzialisierten und sogar anrühigen Seite sogenannter Casting-Shows wie „Deutschland sucht den Superstar“, muss man erstaunt feststellen, wie auch hierzulande junge Talente im Bereich Popmusik, überraschend sicher in tonaler, technischer und gestalterischer Darbietung, gleichsam aus dem Boden sprießen, und sich fragen, woher diese Mädchen und Jungen ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten haben.

Dem scheint eine stark ausgeprägte Primärmotivation zugrunde zu liegen, nämlich einem Idol nachzueifern mit dem Ziel, selbst ein solches und im Glamour des Show-Biz erfolgreich zu werden.

Aber ich bin nicht bei Dieter Bohlen und seinen Scheinweltassistenten.

Ich sitze da, Tränen des Zorns über mich selbst in den Augen und fauche meine Orgel an: So, jetzt hör mir mal

genau zu, du Aas. Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt. Und wenn ich dich toccieren müsste, dass dir Hören Sehen vergeht?!

Als ob eine Orgel hören und sehen könnte. Lachhaft, was ich da von mir gebe.

Also was jetzt? Musikalität oder harte Arbeit? Metaphysisches Talent oder Rackern bis zum Umfallen?

Warum nicht der goldene Mittelweg, den unsere Altvorderen kannten?

Klar, weil diese unsere Zeit ausschließlich von der Rekordsucht geprägt ist.

Ohne Talent geht nichts. Wer zwei linke Hände hat, kann mit keiner Rechten einen Nagel in die Wand zaubern.

Franz Liszt, der wohl beste Pianist seiner Zeit, soll einmal in Selbstzerknirschung und Wahrheitsliebe gesagt haben: Übe ich *einen* Tag nicht, bezahle ich die nächsten drei bitterlich dafür. Übe ich drei Tage nicht, hört es meine Frau. Übe ich eine Woche nicht, hört es mein Publikum.

Ergo: Wer als Studierender nicht zwischen fünf und sechs Stunden täglich übt, wird es nie zum Meister bringen.

Und sogar diejenigen, die beide Voraussetzungen getreulich erfüllen, haben es heute schwerer denn je, es weiter als bis zum Alleinunterhalter am Keyboard oder Salonorchestergeiger zu bringen.

Warum?

Weil es viel zu viele gibt.

Dabei ist es für mich auf der Orgelbank im Grunde ganz simpel wie so vieles auf der Welt mitsamt ihren permanenten Plagen: Wer 37 Jahre das Organum Sacrum nicht tocciert, wird kaum mehr Pedal fassen.

Es hat mit Musikalität rein gar nichts zu tun, denn deren Realisierung liegt auf jüngeren Schultern. Dann eher mit Bequemlichkeit. – Oder, auf der anderen Seite – mit Hartnäckigkeit, die am Ende nur dem eigenen Gemüt zusetzt.

Bleibt eine grundlegende Erkenntnis, die mich die vermeintlich Bach'schen Schindernoten wieder einsammeln lässt: Mit 63 ist Rückzug ins Schneckenhaus angesagt. Da passt keine Orgel rein. Nicht mal eine elektronische mit bescheidenen Ausmaßen, selbst wenn sie noch so gut klingt.

Und da klingt auf einmal etwas in meinen ach so musikalischen Ohren. Es ist die Stimme meines schlechten Gewissens: Warum warst du so stinkfaul, als du Unterricht bekamst, Bursche? Nosce te ipsum oder, als es Altgriechisch noch gab: γνωθι σεαυτον!